

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. Kreisausgabe Rastatt. 1943-1944 1943

321 (20.11.1943)

„Hilfszug Bayern“ im Terroreinsatz

Im Frieden bewährt, im Kriege unentbehrlich — Schnelle Hilfe nach Bombennächten

PK. Gegen die Windstöße und Zeltplanen der Lastwagen, die sich mühsam durch den dunklen Waldweg zur Hauptstraße vorarbeiten, klaffen die Hände und nasse Zweige. Wenn ein Schlagloch ein Fahrzeug tief in die Fiebern sinken läßt, hört man das metallische Schreppern gegen einanderstößender Kanten und Kessel. Sekunden noch liegt das dumpe Brummen der langen Wagenkette in der Luft, dann umfängt wieder die Stille der Nacht das kleine Waldstück, in dem das Lager untergebracht ist.

Kaum eine Stunde nach dem Angriff . . .
Obwohl alles fast lautlos vor sich geht, herrscht zwischen den dichten Bäumen und auf der kleinen Sichtung ein reges Treiben. Unterbrochen eilen Schatten hin und her; Rufen und Sätze werden herangeschleppt und große Vorratsstapel wandern in wenigen Augenblicken zur Klippe in der Mitte des Lagers, wo leichter Rauch fröhlich in die klare Luft steigt, im Dämmerlicht einiger stark abgegebener Lampen kaum erkennbar, eine riesige Kesselanlage.

Die Zeit, als der blaßfarbige Himmel plötzlich hell und feurig erglänzte, als hundertfüßige Lasten herunterstürzten und flimmernde Leuchtstoffe ihr aufreizendes Licht über das Land säeten, ist kaum vorüber. Noch dröhnt das müde Wellen der Lastwagen in den Ohren, noch immer sehen die erregten ihren Kanten und Kesseln flammenderen Frauen und Männer die Angriffsfront vor sich. Aber sie dürfen ihren Gedanken jetzt nicht nachhängen, ihre Aufgabe ist, so schnell wie irgendmöglich den Betroffenen Hilfe zu bringen.

Schon während des feindlichen Terrorangriffs kam die Meldung, welche Stadt am meisten der Hilfe bedürfe. Nur eine Fahrstunde weit lag sie vom Lager entfernt. Knapp eine Stunde später sind bereits die ersten Wagen mit heißem, schwarzem Kaffee unterwegs. Er wird zusammen mit in fliegender Eile ausgetrockneten Brotkrumen die erste Erfrischung nach den Aufregungen und furchtbaren Schrecken bilden.

Noch moderner und vollkommener als früher

Dann kommt der Befehl, ein schwachhaftes Mittagessen vorzubereiten, denn es ist damit zu rechnen, daß viele in der heimgefahrenen Stadt jede Möglichkeit, sich selbst eine warme Mahlzeit zu kochen, verloren haben. Wohl jetzt liegt gerade in solchen Nächten, die von jedem einzelnen das Letzte an Tapferkeit und unbedingtem Mut verlangen, das Kameradschaft und Hilfsbereitschaft von Nachbarn und früher völlig unbekanntem Menschen oft die erste Not zu lindern vermögen. Trotzdem aber bleibt die Unterstützung der Partei und des Staates entscheidend.

In den am meisten luftgekühlten Gebäuden des Reiches sind neben anderen leitungsfähigen Einrichtungen auch Teile des „Hilfszuges Bayern“ eingesetzt. Bekannt aus dem Frieden, wo man sich keinen Parteilager, keinen Aufmarsch und überhaupt keine größere Veranstaltung ohne den motorisierten „Hilfszug Bayern“ denken konnte, der für die Verpflegung und das ganze Leibliche Wohl aller Teilnehmer sorgte, ist der Zug nun voll- und ganz in die Front eingegriffen.

Es war schon früher jedesmal wieder ein Wunder, mit welcher Pünktlichkeit in den Zeltlagern und Mäntelunterkünften die großen, glänzenden Essentannen angefahren kamen und wie gut das Essen dann auch schmeckte. Vieles in der Organisation und den technischen Einrichtungen mußte seitdem geändert und modernisiert werden, neue Anlagen und Geräte kamen hinzu, wertvolle Erfindungen wurden sofort nutzbar gemacht. Geschrieben aber, oder vielmehr noch geteigert ist die Schnelligkeit des Einsatzes und die Qualität des Essens.

Eine Batterie mächtiger Kochkessel

Während in der getroffenen Stadt auf den Straßen anstammelnd und an die seit Stunden ununterbrochen schaffenden Hilfsmannschaften Kaffee ausgegeben wird, bereiten die Männer des Hilfszuges im Lager das Mittagessen, das vielen Zantend ermüdeten und von den Anstrengungen der Nacht abgekämpften Menschen neue Kraft geben soll.

So wie die Hausfrau im kleinen ihr Maßlein kocht, vorher ihr Zutaten abwägt und

immer wieder abschmeckt, so geschieht es hier im großen. Nur daß hier statt mit Gramm mit Kilogramm und ganzen Zentnern gerechnet wird. Viele literfassende Bottiche dienen zum Abmessen der Gewürze und Teigmengen, der Hüllenschnitz und der Kartoffeln. Rasenlos surren dann die Kartoffelstößelmaschinen, bis der vorher genau berechnete Vorrat fertig ist. Frauen der NS-Frauenstaffel helfen dabei an den verschiedensten Stellen tatkräftig mit.

In zwei Reihen, je sechs nebeneinander, stehen die mächtigen Kochkessel wie zu einer Batterie vereint in der Mitte des Lagers. Jedes Teil — alles ist verchromt oder von einer spiegelnden Emailschicht überzogen — glänzt vor Sauberkeit; und peinliche Reinlichkeit ist auch höchstes Gebot des ganzen Hilfszuges. Wenn die Kessel gereinigt werden, kann man am besten ihre Größe erkennen. Aufrecht in ihnen liegend schweben die Frauen die glatten Flächen sauber. Nur die Köpfe schauen bei dieser Arbeit über den Rand.

Mit Oelfeuerung wird gekocht

Der Koch hat natürlich längst seine Erfahrungen beim Kochen solcher Mengen. Auf manchem Aufmarsch im Frieden schon bereitete er für Tausende und aber Tausende eine leckere Geflügelsuppe. Er hat es gar nicht notwendig, seine Gemüts genau abzuwiegen, eine Sandvoll oder zwei, je nachdem, das sind keine Maße. Obwohl er dabei manchmal willfährlich zu handeln scheint, so werden seine Gerichte immer vorzüglich, ob es nun Nudeln, Eintopf, Rindfleisch mit Fleisch oder Gemüsesuppe gibt.

Für das Zubereiten und Kochen wird nur die unbedingt notwendige Zeit aufgewendet.

Plötzlich waren wir in der Sowjetstellung

Des NSKK-Mannes E. „Besuch bei den Sowjets“ und seine glückliche Heimkehr

Es ist meist nicht zu vermeiden, daß sich besonders in Sumpf- und Moorgebieten die Fronten ineinander treffen und verzahnen und man oft nicht genau weiß, wo Freund und wo Feind ist. Damit muß jeder Grenadbatterierechnen, und damit haben sich auch die Männer der NSKK-Transportkompanie im Gebiet der Pripietflüsse längst abgefunden. Sie wissen, daß sie in einem der schönsten Einheitsgebiete für motorisierte Kolonnen liegen, und sie sind stolz darauf, daß sie gerade hier im Nachschub und Transportdienst eingesetzt sind.

Daß die Nachschubkompanien dabei fast täglich Feindberührung haben und immer wieder hervorragende Beispiele ihrer Kampfkraft und Ueberlegenheit geben, möge das Erlebnis des NSKK-Strurmannes Franz E. aus Mänden beweisen.

Schwere Tage lagen hinter der 4. Kompanie. Unter äußerstem Einsatz aller gelang es, bei den Hebewebungen sämtliche Waffen, Geräte und sonstigen Produkte ordnungsgemäß zurückzuführen.

Strurmann E. erhielt den Befehl, mit seinem Zug und noch einigen Männern nach C, einem Dorf fünf Kilometer von fahren und dort noch einiges Material zu bergen.

Schon war das Wetter, die Sonne schien trotz der vorgerückten Herbstzeit immer noch wärmend über den Boden, als sich E. mit seinem Zug auf der Straße vorzog. Straßen waren nur auf der Karte verzeichnet, in Wirklichkeit war nicht mehr zu sehen als eine ausgefahrene Spur. In diesen Sumpfbereichen gleicht eine Spur der anderen, und so kam es, daß sich der kleine Räumtrupp plötzlich verfahren hatte. Und davon berichtet Strurmann E. selbst:

„Da liegt da niada, sag i wiache mir die Augen, glaube an a Rata Morogana, aber es war die rauche Wirklichkeit. Ich sah, daß neben uns links und rechts der sogenannten Straße schamlosen hochvolksmännlich. Sie waren mit Stellungsbau beschäftigt. Verdammte haarige Situation. Zum Glück klammerten sie sich nicht um uns, und wir taten in diesem Augenblick das Beste. Wir fuhren durch, immer weiter, um im Dorf außer Sichtweite unseren Wagen drehen zu können. Ich drückte ordentlich auf die Tube, raute ins Dorf rein und wurde den Gedanken nicht los, daß wir tatsächlich

Dennoch schnell soll ja die Hilfe in der bombardierten Stadt sein. Beschlusst wird das Kochen noch durch die an den Kesseln eingerichtete Oelfeuerung, die ganz beträchtlich längere Kochzeiten erlaubt, als es mit Kohlen oder Elektrizität möglich wäre.

Am frühen Morgen die Wagenkolonne, die den Rest in die Stadt geladen hat, zurückkehrt, ist das Mittagessen fertig. Dampfend stehen schon die gefüllten Kanister und Gefäße zum Abtransport bereit. So holten die Lastwagen eine halbe Stunde später erneut über den schmalen Waldweg der Hauptstraße zu. Außer der nahrhaften Suppe bringen sie in den ersten Tagen nach der Terrornacht auch zusätzliche Verpflegung wie Milch, Bonbons und Reis mit.

Tag für Tag und Nacht für Nacht sind die Männer und Frauen des „Hilfszuges Bayern“ an der Arbeit, wenn die Not es erfordert. Immer noch bleibt für die betroffenen Menschen in den vom Feind brutal bombardierten Städten eine schwere Last übrig, die ihnen niemand abnehmen kann. Hart und tapfer müssen ihre Herzen sein, wenn sie diese Prüfung bestehen wollen. Aber was an kameradschaftlicher Hilfe zur Erleichterung ihrer Lage getan werden kann, wird getan. Der Hilfszug mit allen seinen verschiedenen Punkten eingegliederten Abteilungen ist in diesem Moment in einwärtiger Stellung. Jedoch auch er ist wichtig, um den Menschen in den vom feindlichen Luftterror bedrohten Städten zu helfen und ihnen die physische Kraft zu geben, alle Strapazen und seelischen Belastungen auszuhalten.

Kriegsbericht Jochen Scheurmann.



(PK-Aufnahme Kriegsbericht Seeger, Atl. Z.)



Fast unerschöpflich ist der Bauch des „Gigant“ der sechsmotorigen Me 323, des größten Landflugzeuges der Welt. Munition, Verpflegung, Mannschaften mit voller Ausrüstung bis zu 130 Köpfen, ja sogar Geschütze, Panzer und vollbeladene Lastkraftwagen nimmt der Rumpf auf.

Das rauchende Schwitzbad / Strafmethoden der USA - Weltapostel

Wie es um die sogenannten Menschenrechte und um jene demokratischen Grundzüge, für die die Amerikaner zu kämpfen vorgehen, in dem Idealkreislauf Roosevelts selbst bestellt ist, davon gibt in ihrer letzten Novembernummer die amerikanische Zeitschrift „Life“ ein höchst aufschlußreiches Bild. „Life“ veröffentlicht eine Schilderung über die Zustände in den Justizhöfen und Gefängnissen des nordamerikanischen Bundesstaates Georgien, die, das muß die USA-Zeitschrift selbst zugeben, alle Berichte über die angebliche Brutalität des Mittelalters weit in den Schatten stellen. Es handelt sich dabei nicht um die Behandlung widerpenitenter Verbrecher, gegen die man mit aller Härte vorgehen muß, sondern zum größten Teil um amerikanische Bürger, die wegen oft geringfügiger Vergehen zu längeren Gefängnisstrafen verurteilt wurden und denen man seitens der Justiz mit langwierigen Justizhändeln die gleiche Behandlung angedeihen läßt.

Es ist im Staate Georgien Grundbesitz, die Gefangenen zu Straßen- und Erdarbeiten auf dem Lande einzusetzen, wobei sie, immer „Life“ zufolge, wie Tiere zusammengetrieben in der fürchterlichsten Weise in die Hände der Wächter, die von Blutbanden begleitet sind, müssen die Häftlinge ebenso wie die Justizhändler, denen zur Verhinderung von Fluchtversuchen die Füße mit Eisenketten befestigt sind, den ganzen Tag über auf der Landstraße arbeiten und werden nachts gefesselt in schmucklosen und ungeliebten Barackenlager eingesperrt.

Die USA-Zeitschrift veröffentlicht das Bild eines Gefangenen, dem man mit scharfen Strichen schwere Narben auf die Stirn ge-

schunden hat, so daß er nur mühselig sich bewegen kann. In dieser Hölle muß der Mann den ganzen Tag über schwere Erdarbeiten ausführen, wobei die Striche der Eisenstäbe unablässig in seiner Haut festsitzen. Sankte es sich um einen Schwerverbrecher, wäre kein Wort zu verlieren, so aber dreht es sich um einen sonst unbescholtenen Bürger, der wegen Fahrlässigkeit beim Autofahren zu einem Jahr Gefängnis verurteilt worden war.

Ein beherrschendes Merkmal der Gefangenenbehandlung ist das sogenannte rauchende Schwitzbad. Die Gefangenen werden in einem kleinen, von außen feisbaren Raum zusammengesperrt, der dann erhitzt wird. Erst vor zwei Jahren fand, wie „Life“ eingesteht, ein Gefangener, der mit 21 anderen in einer solchen Schwitzzelle zusammengesperrt war, den Tod durch Erstickung. Die Furcht der Unglücklichen vor diesen Zwangsarbeiten auf dem Lande und der damit verbundenen Auslieferung an den Sadismus der Gefangenenwächter ist so groß, daß sich die Strafgefängnisse vor dem Abtransport vielfach gemächlich die Beine brechen oder die Haken abschneiden, nur um sich dadurch der furchtbaren Behandlung zu entziehen.

Diese geradezu unvorstellbaren Zustände haben, dem Eingeständnis von „Life“ zufolge, ein solches Ausmaß angenommen, daß nunmehr, nachdem ein neuer Gouverneur die Leitung des Staates Georgien übernommen hat, eine Untersuchung durchgeführt werden soll, um eine Wilsberkung des Strafsystems zu erwirken. Dieser Bericht „Life“ nicht, was Miller Roosevelts zu diesen Zuständen in seiner Idealdemokratie geäußert hat oder ob er sich überhaupt darum zu kümmern gedenkt. W. S.

HANS HEISE Aufruhr der Jugend

Alle Rechte bei: C. Duncker Verlag, Berlin

(Fortsetzung)

Der Reeder, von begreiflicher Sorge um die Zukunft erfüllt, hatte sich sofort einen Wagen mit jungen, ralschen Pferden verschafft und dem Fuhrmann eine Extrabelohnung für eine schnelle Fahrt versprochen.

Reeder Burmeister galt nicht als Unrecht als ein Mann von erlauchter Großartigkeit und Wohlstand. Er war eine wuchtige Erscheinung, groß und breit, stets mit ausgelassener Sorgfalt gekleidet. In den Winkeln seiner blauen Augen stand ein immer noch jugendlicher Überwältigungsoptimismus. Der Anblick seiner arg mitgenommenen Wohnung konnte ihn keineswegs erschüttern. Diese Dinge konnte man ersehen, sie ähnelten nicht. Er sowohl wie seine Frau waren überglücklich, daß Luise nichts gesehen war, daß sie lebte und so gesund war wie je.

„Da hast du also in dieser Nacht gleich zwei Kavaliere gehabt, Kind, die dich beschützten?“ sagte er, während die Familie mit Larose ein Frühstück aß. Der blaue Kachelofen verbreitete behagliche Wärme, der Tisch war reich gedeckt. Neugierlich erinnerte nichts an die Schreden der vergangenen Nacht.

„Denn das Eingreifen des Herrn Leutnants waren wir sicherlich verloren gewesen“, antwortete Luise mit einem dankbaren, bewundernden Blick auf den französischen Offizier. Er lag den Fenstern gegenüber das volle Licht des Tages traf sein hübsches, junaebast unbekanntes Gesicht. Söllich, mit einer kaum merklichen Neigung des Oberkörpers, verzweigte er sich zu Luise hin. „Ich habe nur

meine Pflicht als Offizier und als Mann getan“, sagte er mit einem beisehenden Nicken. Aber in dem Blick, mit dem er Luise dabei ansah, lag ein Ausdruck, der den Reeder fassungslos und aufmerksamer werden ließ. Der Mann gefiel ihm nicht, und es mißfiel ihm auch die Begeisterung, mit der Luise ihn immer wieder rühmte. „Ich glaube allerdings kaum, Herr Leutnant, daß sich in der preussischen oder einer anderen deutschen Armee bei der Besetzung einer Stadt solche Szenen hätten abspielen können“, sagte er in einem bewußt leichten Konversationsston. Luise und ihre Mutter erschauerten ob seiner Kühnheit.

„Meine Damen! Ich bin nur ein wenig temperamentvoller als die ihren“, entgegnete Larose ruhig und nicht ohne Schärfe. — „In der Tat, wenn Sie es so nennen, dann haben sie es hier bei uns unter Beweis gestellt“, gab Burmeister zurück, lächelnd und in dem gleichen gefühlvollen Munde, als unterließe man sich über gleichgültige, nichtige Dinge. Wer in der Gesellschaftsbeziehung, die nun eintrat, spürte alle deutlich die beherrschende Mißstimmung, die den Offizier plötzlich ergriffen hatte. Luises Mutter suchte die Bemerklichkeit des allgemeinen Schweigens zu überbrücken. Sie bot Larose nochmals Kaffee an, nötigte ihn zu essen, was er jedoch kurz ablehnte. Dann meinte sie, ob Luise ihrem heldenhaften Retter, welchen Ausdruck sie absichtlich und bewußt wählte, nicht einmal den hübschen Garten, der zum Hause gehörte, zeigen wollte.

„Aber Johanna!“ rief der Reeder mit gutmütigem Spott. „Glaube doch nicht, daß ein Krieger der Grande Nation unsere Novemberblumen interessieren könnten.“ — Larose erwiderte: „Sie irren sich, Monsieur Burmeister, Blumen finden stets meine Zuneigung.“ Dies mit einem Blick auf Luise, die verwirrt errödete. Kommen Sie, Mademoiselle“, erregte dem jungen Mädchen gelang den Armen. Sie gingen. Der Reeder sah ihnen mit einem unwilligen Blick nach. Er seufzte leise. Das

bumme Kind! Natürlich empfand sie eine verächtliche Dankbarkeit gegen den Leutnant, aber Burmeister nahm sich vor, unter vier Augen mit Luise zu sprechen. Sie war jung, sie kannte die Welt nicht. Etwas mehr Zurückhaltung schien ihm trotz der ungewöhnlichen Umstände angebracht. Luises Mutter teilte die Gedanken ihres Mannes keineswegs. „Du redest dummes Zeug, Vater“, erwiderte sie sich. „Pufft du denn dein Kind für würdelos? Sie ist ein deutsches Mädchen und weiß genau, was sie zu tun und zu lassen hat. Der Leutnant hat ihre Ehre, vielleicht ihr Leben gerettet. Und im übrigen, — wir sind den französischen Truppen jetzt ausgeliefert, du dürftest ruhig etwas vorsichtiger sein in deinen Äußerungen.“ — „Ich traue diesem Mädchen nicht“, knurrte der Reeder und zog die goldene Tabatiere. Sie blühte in einem Sonnenstrahl, der durch graues Gewölbe brach. — „Ich aber traue meinem Kinde. Und dann, — Luise liebt doch Gimmert Roggenin und er sie.“

Burmeister, die Prife schon zwischen Daumen und Zeigefinger, hielt mitten in der Bewegung inne. „Wie?“ rief er. „Das ist mal eine Neuigkeit . . .!“ Dann schmunzelte er breit und zufrieden. „Ich hätte nichts gegen diesen jungen Mann als Schwiegerknecht einzunehmen. Dann kann ich es mir allerdings wirklich eriparen, mit dem Kinde über Larose zu reden.“ — „Schwiegerknecht?“ meinte Frau Burmeister. „Fogelstümmel. Du weißt, wie man im Nachbarbau über uns denkt.“ — „Das hat unter diesen Umständen wenig zu bedeuten“, antwortete der Reeder und schmunzelte nun wirklich die Prife. Er erob sich. „Ein Hühner, ein Brausewind, der junge Mann. Aber ein ausländischer Junge. Intellektuell. Der alte Duersoff Roggenin wird in dieser Angelegenheit bestimmt nicht das letzte Wort zu reden haben.“ Mit diesen Worten, verknüpft vor sich hinlächelnd, verließ er das Zimmer, um sich in sein Kontor zu begeben. Seine Frau sah flammend hinter ihm her.

Die Sonne, die soeben noch geschienen, war

wieder verdeckt von jagenden Wolken, und die großen Räume des Gartens riefen ihre schwarzen, tablen Aeste gegen einen hohen perlmuttgrauen Himmel. Zwischen den bunten Flecken launischen Herbstlaubes, zwischen fallen, vom Wind abgeriffenen Gezweigen blühten in der Tat auf einigen Beeten noch Ästern und Veergewinn. Arm in Arm wandelten Luise und Larose auf den hiesbestritten Wegen einher.

Dem jungen Mädchen war ein wenig bellommen zumut. Bei aller Dankbarkeit, die es für den Leutnant aufrichtig empfand, verstand es doch nicht, warum er ihren Arm so stark und fest an sich preßte. War dies etwa die neueste Sitte in Paris? Larose hatte ihr erzählt, daß Paris seine Heimatstadt wäre, obwohl er in Wahrheit in irgendeinem kleinen Provinzstädtchen des südlichen Frankreichs geboren war. Er glaubte, es müsse der jungen Deutschen imponieren, mit einem leidenschaftlichen Pariser zu tunwandel.

Luise versuchte mehrmals, durch ein heftiges Zerkeln ihres Armes zwischen sich und Larose mehr Abstand zu schaffen. Es war vergebens. Ihr kummer, aber Kampf schien den Leutnant nur zu belustigen, während er ihr erzählte, daß er voraussichtlich einige Wochen in der Stadt bleiben werde, und daß er sich darüber freue. Sein Regiment gehöre nicht zu den Truppen, die zur Verfolgung der Preußen eingesetzt wären und die, wahrheitsgemäß schon heute, die blühende Armee zusammenbauen würden.

„Sie tun ja gerade, Monsieur, als wüßten die Preußen sich gar nicht zu schlagen“, konnte Luise nicht umhin, ärgert zu bemerken. Gleichzeitig errödete sie und fürchtete, etwas Gefährliches gesagt zu haben. — Larose lächelte überlegen. „Die Armeen des Kaisers sind unbesieglich“, sagte er stolz.

„. . .!“ Luise riß sich mit einer heftigen, plötzlichen Bewegung von seinem Arm, blickte sich nieder zu einem Herabdehnen. Es war wirklich unvorstellbar, wie Larose sie an sich preßte, sie bemühte den Vorwand, um dem ein Ende zu

machen. „Sehen Sie nur, Monsieur, sind die Blumen nicht schön?“ rief sie. — „Süperb, Mademoiselle!“ rief er, den Blick auf ihrem hellen, blonden Haar, auf ihrem zarten Nacken. „Dürfen diese Blumen nicht abgepickt werden?“ hörte sie über sich Laroses dunkle flingende Stimme. „Doch . . .“ Luise seufzte. „Natürlich. Warum nicht . . .?“ Sie schloß, wie ihr das Blut in die Wangen schoss. Er wußte sie ja geradezu, ihm Blumen zu schenken. Eigentlich war es eine Frechheit.

„Nur Blumen? Es ist die Farbe der Liebe“, sagte Larose, als er den kleinen Strauß nahm. „Ich werde versuchen, mich dieser hübschen Auszeichnung würdig zu erweisen.“ Dabei sah er ihr tief in die Augen. — „Aber Sie haben mich ja um die Blumen gebeten“, suchte sie auszuweichen.

Nun ergriff er auch noch ihre Hand, um sie zum Dank zu küssen. Es konnte sie nicht übersehen, daß dies sehr lange und sehr heftig geschah. Sie blühte indes hilflos zum Haus hinüber, aber niemand war hinter den Fenstern zu sehen und niemand kam, um sie aus dieser unangenehmen Situation zu erlösen. „Der Morgen ist doch eigentlich schon recht früh“, sagte sie kaltblütig, jedoch nicht unfreundlich. „Ich glaube, es wäre besser, wir gingen zurück ins Haus.“

Er spielte burleskes ein komisches Entsetzen, so daß sie unwillkürlich darüber lächeln mußte. „Jeden ist kalt, Mademoiselle?“ rief er. „Aber Sie haben doch ganz warme Hände? Und auch Ihre rötlichen Wangen strahlen Sie an. Ich bin Ihnen denn unangenehm, mit mir zusammen zu sein?“ — Er hatte wirklich eine hinterhältige Art, Fragen zu stellen, auf die sie unweigerlich die Antwort geben mußte, die er hören wollte. „Wie können Sie nur so etwas von mir denken? Mit einem Offizier der Grande Nation zusammen zu sein, ist doch allein schon eine Auszeichnung!“

(Fortsetzung folgt.)

